

EthnoScripts

ZEITSCHRIFT FÜR AKTUELLE
ETHNOLOGISCHE STUDIEN

Angst in the City?

Jahrgang 18 Heft 1 | 2016

Mijal Gandelsman-Trier und Michael Pröpper im Gespräch
mit J. Otto Habeck

Zwischenräume erkunden, Intentionen ermitteln.

Ethnoscripts 2016 18 (1): 97-107

eISSN 2199-7942

Herausgeber:

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
D-20146 Hamburg
Tel.: 040 42838 4182
E-Mail: lfE@uni-hamburg.de
<http://www.ethnologie.uni-hamburg.de>

eISSN: 2199-7942



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Licence 4.0
International: Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

Zwischenräume erkunden, Intentionen ermitteln.

Mijal Gandelsman-Trier und Michael Pröpper im Gespräch
mit J. Otto Habeck

Fangen wir mit einer ganz klassischen Frage an: Wie bist Du zur Ethnologie gekommen?

Ich bin zur Ethnologie gekommen über einen kleinen Umweg – über die Geografie. Als Jugendlicher wollte ich Geografie studieren und habe dann in meiner Heimatstadt Münster damit begonnen. Auf das eine Semester in Münster folgten sehr viele Semester – nämlich sechzehn – an der Freien Universität Berlin. Im Rahmen des Studiengangs Geografie (Diplom) sollte man auch Leistungen in Nebenfächern erbringen, in meinem Fall Geschichte und Ethnologie. Ich war also oft am Institut der Ethnologie der Freien Universität Berlin und kenne die damals dort tätigen Professoren, Georg Pfeffer und Georg Elwert. Zu dem Institut habe ich damals aber keinen besonders intensiven Bezug aufgebaut, außer zu zwei Personen, bei denen ich mehrere Lehrveranstaltungen hatte: Erich Kasten und Ivan Kortt. Und beide unterrichteten mit regionalem Schwerpunkt Sibirien.

War das dann der „Einstieg“ in die Region Sibirien?

Ich hatte mich schon lange mit Sibirien gedanklich beschäftigt, auch mit Osteuropa. Und mich haben damals die regionalen Aspekte stärker interessiert als das Fach Ethnologie mit seinen theoretischen oder inhaltlichen Schwerpunkten.

Bist du in der Zeit dorthin gereist?

Ja, das erste Mal in Rahmen des Studiums. Ich fing 1988 an zu studieren und hatte 1993 das erste Mal die Möglichkeit, im Rahmen einer Exkursion nach Sibirien – genauer gesagt nach Jakutien – zu fahren.

Das war aber eine geografische Exkursion, oder?

Ja, richtig. Und danach habe ich eine selbstorganisierte Feldforschung (wie man das auch damals nannte) in einer anderen Region in Sibirien angehängt. Auch das Thema der Feldforschung lag im Übergangsbereich zwischen Geografie und Ethnologie: Ich bin für einen Monat in einer Region gewesen, wo ich im örtlichen Archiv gearbeitet habe über die Geschichte der Sesshaftmachung von Rentiernomaden in Sibirien.

Kannst Du noch mal kurz sagen, wie es doch zum Schwenk Richtung der Ethnologie kam? Du hast gesagt, diese beiden Dozenten hätten Dich stark beeinflusst, Du hättest da relativ viel gemacht – aber warst Du nicht doch eher in der Geografie beheimatet?

Ja, ich habe auch mein Geografiestudium sehr stark betrieben unter diesem regionalen Aspekt Osteuropa, Sibirien und später Mongolei. Der Schwenk zur Ethnologie kam später, eigentlich erst mit dem Abschluss des Studiums, als es darum ging, wie und wo ich „weitermache“. Ich hatte eine Zusage von einem Dozenten an der Universität Cambridge, Piers Vitebsky, dass er mich betreuen würde. Für mein Forschungsvorhaben dort erhielt ich zum Glück ein Stipendium von der Daimler-Benz-Stiftung, die mir das Promovieren im Ausland ermöglicht hat. Ab dem Moment wurde ich sehr stark ethnologisch geprägt. In Cambridge war ich zwar angesiedelt an einem interdisziplinären Institut, nämlich dem Scott Polar Research Institute. Aber dort waren viele Doktorandinnen und Doktoranden mit ethnologischem Fokus. Zum andern hatte ich auch Kontakt zu den Leuten am Department of Social Anthropology. Das war eine wichtige Zeit, weil ich gemerkt habe, wieviel ich nachholen muss – inhaltlich und thematisch.

Um die Frage nach Deiner Ausbildung abzuschließen: Du hast anfangs gesagt, Du hättest Geografie, Ethnologie und Geschichte studiert. Kann man sagen, dass diese drei Fächer Deine Interessenschwerpunkte innerhalb der Ethnologie umreißen?

Sicherlich ja. Zumindest damals. Weil ich sehr interessiert war an regionalen Kenntnissen, und diese Fächer boten mir dafür gute Bedingungen. Im Nachhinein denke ich, dass es gut war, dass ich diese Fächer gewählt habe. Die wenigen Veranstaltungen, die ich im Fach Geschichte belegte, habe ich auch eher unter dem regionalen Gesichtspunkt ausgewählt. Später ging es mehr um theoretische und konzeptuelle Aspekte (also nicht mehr so stark um das Regionale). Daraus hat sich dann später auch mein Forschungsprofil entwickelt. Das kam aber relativ allmählich.

Vielleicht noch ein Schwenk zurück nach Großbritannien. Also, die Zeit in Cambridge und dann der Kontakt mit Tim Ingold, wie ergab sich das?

Das war eigentlich ein Zufall, weil ich in dem Moment, wo Tim Ingold für ein Drittmittelprojekt mit europäischer Förderung einen Forschungsassistenten suchte, zur Verfügung stand und mein Doktorvater Piers Vitebsky in Cambridge fand, es wäre für mich eine gute Chance, meine Feldforschung zu finanzieren. Insofern kam eines zum anderen, d.h. jemand suchte einen Forschungsassistenten für den Hohen Norden von Russland und ich wollte dorthin, aber stand fast ohne Geld da. Das war für mich die ideale Möglichkeit eine Feldforschung zu machen. Allerdings nicht in der Region, die ursprünglich geplant war [Zentralsibirien], sondern in einer sehr anderen

Region [westlich des Uralgebirges]. Aber das habe ich nie bereut. Der Job als Forschungsassistent hat mich aber auch an eine andere britische Universität geführt, weil Tim Ingold 1999, kurz nach Beginn dieses Projekts, an die Universität Aberdeen ging. Ich habe daher zwei Jahre mit Unterbrechungen in Aberdeen gelebt und gearbeitet.

Wie hat Dich die Zeit in Aberdeen geprägt? Und wie siehst Du sie heute?

Da will ich unterscheiden zwischen der Stadt und der Universität. Was die Stadt angeht, ... – da muss man sich einleben. Das Umland von Aberdeen und die Highlands sind super schön, und ich war häufiger dort unterwegs. Das Department of Anthropology war aus meiner Sicht relativ vielseitig. Und was konkret die Zusammenarbeit mit Tim Ingold angeht, würde ich sagen, dass das eine sehr angenehme Zeit war, weil er mir einen gewissen Freiraum gelassen hat, sodass ich einerseits davon profitieren konnte, seine Texte zu lesen und mit ihm darüber zu sprechen, nicht nur in Seminaren und Kolloquien, sondern auch zwischendurch. Und andererseits hatte ich genug Platz und Zeit, um an meiner Doktorarbeit weiter zu arbeiten und die Verpflichtungen, die mit dem Projekt verbunden waren, umzusetzen. Das darf man nämlich auch nicht vergessen: Wenn man als Forschungsassistent für ein Drittmittelprojekt angestellt wird, dann arbeitet man nicht nur an seiner eigenen Fragestellung, sondern es gibt auch technische und projektorganisatorische Dinge, die man erledigen muss. Und manchmal kann es sehr zeitraubend sein.

Noch einmal zu Cambridge. Gab es Themen, die hinsichtlich der Weiterentwicklung prägend waren?

Prägend war damals wahrscheinlich die Auseinandersetzung... oder genauer: nicht „Auseinandersetzung“, sondern die Ansätze einer Diskussion, die man heute als *ontological turn* bezeichnet. Und dort waren einige Doktoranden, die heute in dieser Ontologie-Debatte sehr bekannt sind. Ein dänisches Dreigespann – Martin Holbraad, Morten Pedersen und Rane Willerslev – und noch einige weitere, die unter der Dokormutterschaft von Caroline Humphrey sich mit ontologischen Fragen beschäftigt haben. Damals war das ein großes Thema.

Wie lange warst Du in Cambridge?

Von 1997 bis 2001 bzw. 2002, aber zwischendurch eben auch in Aberdeen und außerdem elf Monate auf Feldforschung in Russland. Und ich glaube, dass Cambridge für mich, was Großbritannien angeht, doch wesentlicher prägender war – auch als Stadt. Ich habe viel Zeit investiert, um mich in der Gegend umzuschauen Ich hatte zunächst den Eindruck, dass die Stadt zu hübsch ist oder zu idyllisch. Dadurch, dass ich Ausflüge gemacht habe, allein oder auch mit Kollegen, erhielt ich eine ganz gute Vorstellung davon, was East Anglia bedeutet, was London bedeuten kann, aber auch wie monoton

die Vorstädte sein können, die dazwischenliegen. Tja, dann gibt es dieses universitäre Flair und eine Art akademische Welt, in die man sich erst hineinversetzen muss. Beispielsweise die Dopplung von (Universitäts-)Institut und College. Für mich war das College nie so sehr Heimat wie das Institut, in dem ich gearbeitet habe. Für viele ist das College, an dem sie sind, identitätsprägend. Darwin College ist ein College, an dem viele internationale Studenten sind. Es gibt Colleges in Cambridge, die sehr elitär sind. Es gibt andere Colleges, wo überwiegend oder ausschließlich Frauen als Mitglieder akzeptiert werden. So hat jedes College eine gewisse Identität, so wie auch ein Institut eine Identität haben kann – man versucht sich dort einzugliedern, und auch im College versucht man, sich zu integrieren. Dann noch die ganzen alten Gebäude der Universität mit allem, was daran hängt... mit den Traditionen der Universität, die erst einmal erschlagend wirken können, aber andererseits auch sehr amüsant und erfrischend, weil man auch selber Teil der Tradition wird, indem man sie weiter betreibt – oder auch mal neue Elemente der Tradition erschafft.

Das Ende Deiner Zeit in England war die Promotion?

Das Ende meiner Zeit in England war kurz vor der Promotion, d. h. zu dem Zeitpunkt, wo abzusehen war, dass ich fertig sein würde. Damals (2003) habe ich mich beworben am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle an der Saale. Konkret wurde ein Koordinator für das neu gegründete Sibirienzentrum gesucht.

War zu dieser Zeit in England schon klar, dass Du in Richtung einer akademischen Laufbahn gehen würdest?

Doch, für mich war klar, dass ich in der Forschung oder Forschungskoordination arbeiten möchte. Es war weniger klar, dass es vielleicht auf Forschung und Lehre hinausläuft, also die Aufgaben, die ich jetzt habe. Aber ich war durchaus interessiert in den Bereich der Wissenschaft zu gehen, sehr viel stärker als in andere Berufsfelder.

Dieser Wechsel von Cambridge nach Halle ist ziemlich groß von dieser traditionellen Universität nach Halle und dann mit einem vollkommen neuen Aufgabenfeld. Du bist auch dort sehr lange geblieben. Kannst Du ein bisschen skizzieren, was für Dich wichtig in dieser Zeit in Halle war? Was Deine Tätigkeiten waren? Deine Schwerpunkte?

Ja, hinsichtlich der Funktion ist es einfach zu sagen, als Koordinator des Sibirienzentrums war ich verantwortlich dafür, gute Leute zu gewinnen, überwiegend Post-Docs, aber auch *PhD students*, also Doktoranden. In dieser Konstruktion war das Grundprinzip, dass die Leute drei bis maximal fünf Jahre bleiben und dann eine andere Stelle oder Anbindung suchen. So kam es, dass die Post-Docs im letzten halben Jahr ihrer Tätigkeit in Halle gedanklich bereits woanders waren. Das halte ich insgesamt für ein Problem, das

alle Nachwuchswissenschaftler betrifft, dass alle nach drei Jahren wieder nach einer neuen Chance Ausschau halten müssen.

Persönlich und emotional war Halle für mich eine wichtige Zeit. Ich hatte übrigens zunächst nicht den Eindruck, dass es sich so großartig von Cambridge unterscheidet, auch weil die Arbeitssprache Englisch ist. Der eine Gründungsdirektor, Chris Hann, ist durchaus mit der Social Anthropology, wie sie für Cambridge typisch ist, verbunden. Das Institut in Halle war für mich eine interessante Kombination von British Social Anthropology und einer Soziologie Bielefelder Prägung (das Fach Sozialanthropologie wird in Bielefeld an der Fakultät für Soziologie unterrichtet). Günther Schlee, der andere Gründungsdirektor des Max-Planck-Instituts, war vorher mehrere Jahre in Bielefeld, er hat aber auch Bezüge zu Hamburg, da er hier studiert hat. Anfangs hatte das Max-Planck-Institut zwei Abteilungen. Es kam in weiterem Verlauf eine dritte hinzu. Die war damals als Projektgruppe schon im Keim vorhanden, geleitet wurde sie von Keebet und Franz von Benda-Beckmann, daraus wurde dann später eine dritte Abteilung. Dieses Max-Planck-Institut war zunächst [2003] noch sehr klein. Damals arbeiteten dort 60 bis 70 Personen, heute sind es etwa 200.

Du hast über Cambridge und Aberdeen gesprochen, über das Umfeld, die Stadt und die Region. Wie siehst Du das mit Bezug auf Halle?

Die Stadt Halle hat zunächst wenig internationales Flair, sie hat allerdings viele internationale Bezüge, was die Geschichte der Stadt und auch die Geschichte der Ethnologie angeht. Aber sie wirkt doch sehr viel homogener und sehr viel mittelstädtischer als beispielsweise Hamburg. Manche Leute finden, dass Halle einen etwas verschlossenen Eindruck macht. Ich habe das anders wahrgenommen, weil ich in den ersten Wochen in Halle wiederum sehr viele Leute außerhalb des Max-Planck-Instituts und außerhalb der Uni kennengelernt habe. Außerdem fand ich Halle als eine ostdeutsche Stadt durchaus faszinierend – mit seinen Plattenbauten und alten Industrieanlagen, mit seiner sozialistischen Vergangenheit.

Du hast vorhin beschrieben, was Du am Max-Planck-Institut auf Management-Ebene gemacht hast. Du hast aber sicherlich auch selbst geforscht in diesen elf Jahren?

Ja – und auch inhaltlich gewisse Schwerpunkte gesetzt. Meine Forschung ging ein bisschen weg von dem Thema, das ich in Cambridge bzw. Aberdeen bearbeitet hatte, „Rentierhaltung“ inklusive der Frage, wie Rentierhalter Klimawandel wahrnehmen. Ich wollte „raus“ aus der Tundra, fühlte mich nicht mehr wohl in dem „Feld“, in dem ich gewesen war. Als neues Feld habe ich Nowosibirsk gewählt: eine Stadt mit 1,5 Millionen Einwohnern. Dort habe ich mich zunächst mit der Musikszene und dann mit dem Kulturbetrieb beschäftigt.

Aus dieser Idee, Kulturbetrieb in einer großen Stadt zu beleuchten, entstand dann relativ schnell ein Projekt, das wir als Sibirien-Team gemeinsam durchgeführt haben. Da ging es um den Vergleich von verschiedenen Kulturhäusern. Diese Kulturhäuser sind deswegen so bedeutend, weil sie erstens in fast allen ländlichen Gemeinden in den meisten postsozialistischen Staaten existierten oder noch existieren. Sie sind oder waren Teil eines großen, landesweit organisierten Apparats. Und zum zweiten war es relevant, weil von uns Ethnologen in Russland und speziell in Sibirien ständig erwartet wird, dass wir ins Kulturhaus gehen sollten, denn da passiert ja schließlich „Kultur“ – da kommt sie zur Aufführung. Da wird Ethnizität [in idealisierter Form] vorgeführt, deswegen war es naheliegend ins Kulturhaus zu gehen, auch wenn niemand von uns das wollte – bis zu dem Moment, da wir uns ganz bewusst vorgenommen haben nachzuschauen, was dort eigentlich „läuft“. Nicht nur ich, sondern auch andere waren vorher der Meinung gewesen, dass „authentische“ Kultur nicht im Kulturhaus existiert, sondern in der Tundra oder im Wald. Und dann plötzlich die Neugier: Was passiert eigentlich im Kulturhaus? Wie überlebt diese Institution, die [bis Anfang der 1990er] ganz stark in die Propagierung einer staatlich vorgegebenen Idee von Kultur eingebunden war? Das war ein super interessantes Projekt. Es hat auch methodisch, vom Forschungsdesign her gut funktioniert.

Darauf folgte ein weiteres Projekt, wo es weiter darum ging, in einem Forscherteam mit vorab gemeinsam entwickelten Forschungsinstrumenten ein und dasselbe Thema zu erkunden in verschiedenen Orten. Thematisch war es abstrakter. Bei dem Kulturhausprojekt ging es um eine bestimmte Institution: da sind die Grenzen viel klarer. Das Thema des zweiten Teamprojekts bestand in der Pluralität von Lebensstilen. Es gibt ziemlich konkrete Definitionen dessen, was Lebensstile ausmacht. Aber wie untersucht man das? Wo setzt man die Grenzen? Wenn befragt man? Schon das Sampling war nicht einfach. Wir haben als Methode *photo elicitation interviews*¹ eingesetzt, damit haben viele von uns gute Erfahrungen gemacht, auch für die meisten Interviewpartner war es eine sehr angenehme Erfahrung. Insofern hat auch dieses Projekt Spaß gemacht.

Ist es nicht auch ein methodisches Problem, das in der Forschung in urbanen Räumen oft auftaucht? Wie findet man überhaupt Gesprächspartner? Was wird als Feld definiert? Das ist ja, denke ich, ein generelles Problem – oder hat es etwas mit den konkreten Bedingungen in Nowosibirsk zu tun?

Es ist ein generelles Problem: Im Fall von Großstädten ist es meistens schwieriger, ein Feld zu definieren und Zugang zu Personen zu erhalten, die man nicht kennt. Die Erfahrung haben wir schon während des Kulturhausprojekts gemacht. Je größer oder „zentraler“ der Ort, desto schwieriger war es,

¹ *Photo elicitation interviews* sind Interviews auf der Basis von Fotografien. Im konkreten Projekt wurden die Interviewten gebeten, vorab Fotos, die sie in für sie wichtigen Lebenssituationen darstellen, auszuwählen.

an die Leute heranzukommen. Bei dem Projekt über Lebensstile war das dann noch deutlicher zu spüren.

Du sagst, Du sitzt immer noch dran dieses Projekt zusammenzufassen. Ist das Fernziel ein Buch (... oder ist es ein Nahziel)?

Ja. Als Sammelband. Die Beiträge sind alle da. Die Einleitung ist noch nicht fertig. Und wir haben uns lange überlegt, bei welchem Verlag wir es einreichen wollen – oder ob wir versuchen sollten, es als Sonderheft bei einer Zeitschrift einzureichen. Letztendlich fiel die Entscheidung dann für einen Sammelband. Und da kommen wir zu einigen Aspekten, die den akademischen Alltag so sehr prägen, ohne dass man als einzelner Forscher immer versteht, wie es dazu gekommen ist. Für einen Sammelband gibt es wenig institutionelle Anerkennung. Man soll heutzutage publizieren in möglichst renommierten, international führenden Fachzeitschriften. Es gibt in unserer Disziplin eine Top Ten-Liste, angeführt von *American Anthropologist*, *American Ethnologist* und *Current Anthropology*. Wenn man da etwas publiziert hat, dann wird das als großer Erfolg gewertet. Alles andere zählt vergleichsweise weniger. Also versuchen alle ihre Artikel bei eben diesen *journals* einzureichen.

Ähnlich ist es mit den Verlagen. Viele finden die Universitätsverlage in den USA sehr prestigeträchtig. Andere Verlage, die vom Verlagsprogramm her vielleicht sehr passend erscheinen, haben eine weniger hohe Reputation. Wie geht man damit um? Unterwirft man sich den [bei einer wissenschaftlichen Evaluation relevanten] Kriterien oder nicht? Ich glaube, diese Form von *ranking* nimmt uns teilweise die Kreativität und Freiheit und Flexibilität, die wir eigentlich haben sollten als Wissenschaftler: wo und wie wir zu Wort kommen wollen und unsere Beiträge platzieren wollen.

Ich habe jetzt weniger Zeit für längerfristige Feldforschungen in meiner jetzigen Funktion als Professor. Andererseits gibt es Leute, die ihre Zusammenarbeit anbieten und Leute, mit denen ich gerne zusammenarbeiten möchte. In einem Fall hat das dazu geführt, dass ich 2015 innerhalb von vier Wochen eine sehr intensive Feldforschung durchgeführt habe – eine, in der es um Zäune und Fassaden ging. Das bedeutete, per Fahrrad eine sibirische Stadt von 300.000 Einwohnern zu erkunden – Jakutsk – und Zäune zu dokumentieren. Zäune, Zäune, Mauern, Zäune ...

Zäune?

Ja, ich habe Zäune, Straßen und Geländer im öffentlichen Bereich fotografiert. Das war mit der Frage verbunden, ob sich so etwas wie *segregation* oder – genauer noch – *partitioning of urban space* abzeichnet. Also eine Aufteilung des öffentlichen Raums, der früher sozialistisch und in mancher Weise kollektiv genutzt war – in der Theorie wohl mehr als in der Praxis. Zu Zeiten des Sozialismus wurden große Wohnsiedlungen mit Plattenbauten errichtet, zwischen denen keine Zäune waren. Jetzt gewinnt man häufig den

Eindruck, dass die Bewohner sich abgrenzen, eingrenzen und ummauern wollen. Das war die These, die hinter diesem Zäune-Projekt stand.

Diese sehr kompakte Feldforschung habe ich genutzt, um mit einer jakutischen Kollegin einen Artikel zu schreiben. Das ging sehr schnell – zwei, drei Wochen für das Manuskript. Dann noch mal zwei, drei Wochen, um zu schauen, in welcher Zeitschrift wir den Artikel platzieren wollen, wer sonst dort publiziert, welche Debatten dort geführt werden (z.B. über Gated Communities) und wie wir uns dazu positionieren. Die Reviews waren relativ positiv. Wir haben dann nochmals einen Monat benötigt, um die Kommentare der Reviews zu berücksichtigen und den Text fertigzustellen. Das heißt, von der Feldforschung bis zur Veröffentlichung hat es sieben oder acht Monate gedauert. Eine Sache, die ich gelernt habe: Je mehr Autoren, umso mehr Zeit braucht man. Mit zwei Autoren ist es relativ einfach, mit acht bis zehn Autoren geht es nur, wenn zwei oder drei den Artikel entwerfen und zu Ende schreiben – die andere liefern Ideen, Textblöcke und Graphiken. Warum erzähle ich das? Weil die Geistes- und Sozialwissenschaften oft im Vergleich mit den Naturwissenschaften gesehen werden, wo ein Artikel mit zwanzig Namen drüber keine Seltenheit ist. Und weil oft gefordert wird, wir sollten interdisziplinär arbeiten. Das bedeutet, dass wir mit anderen Leuten gemeinsam veröffentlichen sollen. Man soll also auch veröffentlichen in Zeitschriften, deren Stil und Kultur man gar nicht kennt. Was für eine „Schreibe“ ist typisch für die Zeitschrift? Worauf achten die Herausgeber besonders? Was wollen sie sehen? All diese Aspekte finde ich interessant und sie beschäftigen mich im Moment sehr stark.

Du hast dies erzählt als Beispiel für eine neue Wahrnehmung der Arbeitsbedingungen in Deiner neuen Position am Institut hier in Hamburg. Offenbar war die Kurzzeitfeldforschung mit dem daraus resultierenden Artikel eine durchaus eine positive Erfahrung.

Es war eine positive Erfahrung, die wohl teilweise auch dem Zufall geschuldet ist. Vielleicht wird es klarer, wenn ich darüber spreche, wie ich hier in Hamburg meine Aufgaben im Bereich Forschung und Lehre sehe.

Ja, dann reden wir jetzt über Hamburg!

Für jemanden, der aus dem Bereich der Forschung und Forschungscoordination kommt, ist es nicht ganz einfach, sich in den Lehrbetrieb hineinzufinden. Regionale Kompetenzen zählen zwar, aber man muss auch in der Lage sein, Überblicke zu vermitteln. Während der Sprechstunden kommt es vor, dass ich nacheinander mit drei oder vier Studierenden über den Inhalt ihrer Bachelorarbeiten rede. Das geht in völlig verschiedene thematische Richtungen. Insofern ist die Gefahr da, dass man sich gelegentlich verheddert in dieser Vielfalt von Themen, die an einen herangetragen werden. Vielleicht ist das der Grund, weshalb Professoren im Ruf stehen zerstreut zu sein. Aber

dennoch – ich habe in den bisher zwei Jahren am Institut sehr gute Erfahrungen in der Lehre gemacht.

Darüber hinaus sollte und möchte man selbstverständlich weiter Forschung betreiben. Trotz der größeren Entscheidungsspielräume muss man manchmal auch Kompromisse machen. Ich habe als Professor natürlich auch Freiheiten und kann Forschungsfragen selbst definieren. Ich kann ganz bewusst bestimmte Themen intensiv betreiben und Anträge auf Förderung stellen, zum Beispiel bei der DFG. In meiner vorigen Position [am Max-Planck-Institut] wurde von mir erwartet, dass ich vorhandene Mittel nutze und Forschung koordiniere (ohne dass es eine Lehrverpflichtung gab). Jetzt geht es sowohl um Lehre als auch um Forschung, um das Schreiben von Artikeln und auch von Anträgen. Bei Drittmittelanträgen geht es ja auch u.a. darum, Möglichkeiten zu schaffen für Doktorandinnen und Doktoranden, deren Projektideen zu meinen thematischen Schwerpunkten passen ... also für die Leute, die jetzt dort stehen, wo ich damals stand (die Forschungsassistentin in Aberdeen ermöglichte mir, mein PhD-Studium ohne Finanzsorgen zu Ende zu führen).

Was sind Deine Zukunftsvorstellungen, in welche Richtung willst Du gehen in der Forschung?

Das eine Forschungsthema geht zurück auf das, womit ich mich im Geografiestudium beschäftigt habe, damals 1993, im Rahmen der Exkursion nach Jakutien. Permafrost [Dauerfrostboden] war das zentrale Thema der Exkursion. Mich hat interessiert, wie die dortige Bevölkerung Landnutzung unter den Bedingungen des Permafrosts betreibt. Oft heißt es, *climate change* würde dazu führen, dass diese Permafrostböden auftauen, und das wäre eine Katastrophe für die indigene Bevölkerung. Ich selbst denke, die Dynamik des Klimawandels und des Permafrosts hat die Landnutzung in diesen Regionen bereits seit langer Zeit beeinflusst. Mehr noch, vor etwa 500 Jahren sind bestimmte Gruppen in diese Region [Zentraljakutien] migriert, weil das Auftauen von Permafrost die Landschaft verändert hatte und es gute Bedingungen für Viehzucht gab. Teilweise haben die Viehhalter [in späteren Jahrhunderten] bewusst versucht, das Ökosystem zu verändern, Senken trockenulegen. Für die Permafrostforschungs-Community, die üblicherweise die indigene Bevölkerung als Opfer von Umweltwandel betrachtet, ist das zunächst einmal irritierend, aber eben auch interessant.

Eine weitere Fragestellung, die mir wichtig ist, betrifft die asymmetrischen Geschlechterverhältnisse im Hohen Norden, also *gender asymmetries* oder *gender shifts in the Far North*. Das ist das Thema, das nicht nur mich interessiert, sondern zu dem ein Forschungsnetzwerk von etwa 20 Personen entstanden ist. Wir haben *gender asymmetries* mit Bezug auf Nordrussland und auch Skandinavien inklusive Finnland analysiert und wollen uns gern vernetzen mit Leuten, die in Nordamerika dazu arbeiten.

Einige wissen, dass ich [im Wintersemester 2015-16] die Lehrveranstaltung „Queer Studies meets Social Anthropology“ angeboten habe. Die Resonanz darauf war sehr positiv. Viele Studierende fragen, wann es das nächste Mal angeboten wird. Das ist auch als Forschungsthema relevant. Ich weiß nicht, wie produktiv es ist, Queer Studies mit Bezug auf den Hohen Norden durchzuführen. Sinnvoll wäre es schon allein, weil bisher kaum Arbeiten in dieser Richtung existieren. In Ergänzung zu *gender asymmetries*, *brain drain* und geschlechterspezifischer Abwanderung. Dass die Frauen aus der Tundra, dem Wald und den kleinen ländlichen Gemeinden in die Städte abwandern, dass zur übrigbleibenden Bevölkerung relativ viele lethargische Personen zählen, dass die Rentenbezüge der im Dorf verbliebenen älteren Frauen manchmal die einzigen monetären Einkommen darstellen – all das fällt unter das Stichwort *gender asymmetries*. Aber darüber hinaus sollten auch Aspekte der Sexualität und Intimität betrachtet werden. Gibt es persönliche Freiräume und Lebensentwürfe jenseits des „Normalfalls“ Kleinfamilie? Was passiert mit den Leuten, die unverheiratet alt werden in einer ländlichen Gemeinde von 150 Einwohnern? Was ist mit den Müttern, die sagen, sie hätten lediglich einen „Erzeuger“ gebraucht, um ein Kind gebären zu können, aber bewusst darauf verzichtet einen Miterzieher zu haben? Es geht also um familiäre und soziale Konstellationen, die vom normativen Familienbild abweichen. Ich glaube, dass diese Thematik für die Ethnologie wichtig ist.

Und es gibt noch ein viertes Thema – Raumwahrnehmungen und auch Umweltwahrnehmungen –, zu dem ich durch meine Arbeit für Tim Ingold gekommen bin und welches mich bis heute nicht loslässt. Aber ich möchte diese Fragen der Raumwahrnehmung stärker in den städtischen Raum eintragen ...

„Angst in the City“ ist das Schwerpunktthema dieser Ausgabe von Ethnoscripts. Geht es dabei um Raumwahrnehmung? Um eine Wahrnehmungsveränderung?

Ja. In der Beschreibung, die ich jetzt gegeben habe, ist es ein Puzzleteil, das bestimmte andere Teile verbindet. Es ging aus der Frage nach Pluralität von Lebensstilen in einer Region wie Sibirien hervor. Was sind die Bedingungen, was sind die Begrenzungen der Pluralität von Lebensstilen? Bei der Beantwortung dieser Frage kommt man relativ bald zu dem Schluss, dass bestimmte Lebensstile kaum lebbar sind, weil sie zu stark sanktioniert sind. Darunter fallen schwule und lesbische Identitäten, die durchaus auch Aspekte eines Lebensstils haben können, die sich aber in bestimmten Bereichen nicht leben lassen, weil sie zu stark dem Risiko ausgesetzt sind, auf offen homophobe Stimmungen zu stoßen. Daher kam die Idee, Interviews zu führen mit Männern in [der Großstadt] Novosibirsk, die sexuelle Beziehungen zu anderen Männern haben, und zu fragen: Wie verhält sich ihr Gefühl der Sicherheit im städtischen Raum? Wo und wie sehr fühlen sie sich bedroht? Gibt es für sie

bestimmte Orte in der Stadt, die ein *no-go area* darstellen? Und da sind wir wieder bei der Frage der räumlichen Wahrnehmung und der Vorstellungen über *gender*. Ich glaube, die Verknüpfung zwischen Homophobie und Xenophobie [Philipp Schröders Forschungen zur Situation kirgisischer Migranten in Novosibirsk] in diesem Projekt mag zunächst etwas willkürlich wirken; aber ich halte es für sinnvoll, über Xenophobie und Homophobie in einem gemeinsamen Rahmen zu arbeiten, weil Angehörige beider Gruppen dem Risiko von Beleidigungen und gewalttätigen Übergriffen ausgesetzt sind.

„Angst in the City“ war auch interessant als Lehrveranstaltung. Wir haben den Studierenden gesagt: „Schaut selbst nach konkreten Beispielen und versucht konkrete Ideen umzusetzen“, wobei der Zeitplan dafür relativ knapp war – ein Monat für die eigene Forschung. Sehr gut gefallen hat mir an dem Seminar die Kombination aus Studierenden aus Berlin und Hamburg. Manche haben sich mit Obdachlosigkeit befasst, andere mit Netzwerken von Migranten ... aber das steht ja in der Einleitung zum Themenschwerpunkt!

Herr Professor Habeck, wir danken für dieses Gespräch!

Gern geschehen.

Dr. J. Otto Habeck ist Professor am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg und derzeit Leiter der Abteilung.

Mijal Gandelsman-Trier ist Lehrbeauftragte am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg.

Dr. Michael Pröpper ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg.